

Editorial

„Frauenbeziehungen“ lautete der Arbeitstitel dieser Nummer von L'Homme, in der einiges anders ist als in früheren Heften. Erstmals zeichnet eine einzige Herausgeberin verantwortlich für den Themenschwerpunkt, erstmals findet sich das Wort „lesbisch“ in Theorie- und Hauptbeiträgen, und erstmals besteht der Hefttitel aus mehr als nur einem Begriff: Der Freundin?

„Der Freundin“: auf den ersten Blick eine höchst private Widmung, dem Thema Beziehungen angemessen, konnotiert dieses doch Persönlichstes wie Zuneigung, Liebe, freund(innen)schaftliche Gefühlsregungen; Gedichte, Tagebücher und andere Privatsachen. Diese Bedeutungsebene kann ohne ein Fragezeichen nicht stehen bleiben — daß Bindungen zwischen Frauen, liebevolle wie haßerfüllte, sachlich-instrumentelle wie emotional-expressive, ihre Selbst-Entwürfe und ihre gesellschaftliche Normierung eben kein randständiges Thema für ganz speziell Interessierte, sondern vielleicht zentraler Bezugspunkt für alle Analysen des Machtverhältnisses zwischen den Geschlechtern sein könnten, wird gerade in der feministischen Geschichtswissenschaft vielfach argumentiert.

„Der Freundin“: auf den genaueren Blick kein Dativ, sondern, nominativ, ein ernster erster Fall. Nicht zufällig haben in den letzten Jahren Autorinnen, deren frühere Arbeiten „eindeutig“ als „Lesbenforschung“ galten, mit ihren Analysen zu Konstruktionen von Geschlecht bzw. Geschlechterambiguität sowohl feministische als auch lesbische Theoriebildung nachhaltig inspiriert. Nicht zufällig steht die Frage nach „weiblicher“ Identität im Mittelpunkt mehrerer Beiträge dieses Heftes. „Der Freundin?“ will scheinbare Selbstverständlichkeiten von Sex/Gender-Systemen zur Disposition stellen.

Der internationale geschichtswissenschaftliche Forschungsstand aus frauenidentifizierter Perspektive präsentiert sich, nach seinen ersten essentialistischen Anfängen in den siebziger Jahren, mittlerweile differenziert und kontrovers. Nicht selten halten „Lesbenforscherinnen“ ihren sich selbst nicht so bezeichnenden feministischen Kolleginnen vor, diese könnten sich in ihren Arbeiten von einer heterozentrischen Perspektive nicht so recht verabschieden und rezipierten lesbische Ansätze, Methodologien und Ergebnisse nur bruchstückhaft oder gar nicht. In wie starkem Maße divergierende Wahrnehmungsräume nebeneinander bestehen, wurde auch bei der Arbeit an diesem Heft mehrfach deutlich. Die Debatte um den „genital proof“, die Ambivalenzen eines Nachweises ‚direkter‘ sexueller Kontakte also, war und ist konstitutiv für historische Frauenfreundschafts-

forschung, und doch erhob sich immer wieder die Frage, warum so viele Autorinnen dieses Heftes auf solche „Intimitäten“ überhaupt Bezug nehmen. Die Vokabel „homosozial“ erscheint den einen als elementarer Grundbegriff frauenbezogener Geschichtswissenschaft, den anderen als unbedingt erklärungsbedürftiges Fremdwort. Daß eine der Beiträgerinnen die Wendung „frau“ statt „man“ in der Übersetzung ihres Textes nicht wünschte — in konsequenter Weiterführung des vielzitierten Satzes von Monique Wittig: „Ich bin keine Frau, ich bin eine Lesbe“ —, irritierte auch die Heftverantwortliche nachhaltig. Und nicht zuletzt sei auf das Dilemma verwiesen, der Leser/innen/schaft eine Forschungsperspektive als produktiv, ja unverzichtbar vorführen zu wollen, die sich doch allererst in ein Verhältnis zu ihrem Ausschluß aus herrschenden Wissenschaftsdiskursen setzen muß. Nur in Ausnahmefällen hätten/haben die in den Heft-Beiträgen ausgeführten Ansätze (zumindest in Österreich) eine Chance, als dissertations-, habilitations- oder sonstwie symbolisch und materiell förderungswürdig erachtet zu werden. Ein Beklagen der Diskriminierung wiederum liefe dem Anspruch zuwider, längst weit jenseits einer „Randgruppen“-Positionierung Theorie zu bilden und „grundlegend“ zu forschen.

„Lesbengeschichte“, schrieb Frances Doughty 1979,

ist in der merkwürdigen historischen Situation, allein schon das Vorhandensein ihres Forschungsgegenstandes beweisen zu müssen ... Statt Nicht-Lesben um Anerkennung für unsere Wahrnehmungen zu bitten, sollten wir darauf hinweisen, daß wir viel besser als nicht-lesbische Biograph/inn/en und Historiker/innen dafür ausgerüstet sind, (bestimmte) Codes zu deuten. Unsere Maßstäbe, nicht ihre, sollten den Ausschlag geben.

Was in diesem Zitat anklingt, hat die feministische Wissenschaftstheoretikerin Sandra Harding zwölf Jahre später als „Denken aus der Perspektive lesbischer Lebenszusammenhänge“ mit dem Signum akademischer Anerkennung versehen: Erst jene Blicke auf Geschichte und Kultur, die von einem lesbischen Standort aus riskiert werden, vermöchten zu erkennen, daß Frauen in Beziehung zueinander stehen und standen, daß Frauengemeinschaften existier(t)en, die als Sozietät keines Mannes bedürfen, daß die Normierung von Zwangsheterosexualität, „Weiblichkeit“ und Misogynie mit allen Konsequenzen geschichtsmächtig und gesellschaftsstrukturierend wirksam oder auch unterlaufen wurden. So, wie von einem männlichen Standort aus Wirklichkeit nur bruchstückhaft erkannt werden kann, seien auch von einem weiblich-heterosexuellen Standort aus Gesellschaft, Geschichte, Kultur nur defizitär sichtbar. Am wenigsten unvollständig, am „objektivsten“ also, gestalte Erkenntnis sich unter Einbeziehung der Perspektiven von Women of Color, Unterschicht-Frauen, Frauen aus der sogenannten Dritten Welt, etc.²

1 Frances Doughty, *Lesbian Biography, Biography of Lesbians*, in: *Frontiers*, 4, 3 (1979), 77 und 78. (Übersetzung: Hanna Hacker)

2 Sandra Harding, *Whose Science? Whose Knowledge? Thinking from Women's Lives*, Milton Keynes 1991, 249—267.

Diese Selbst-Behauptungen bleiben ambivalent. Es gilt, mahnt Celia Kitzinger in ihrer Analyse lesbischer Forschungsrhetorik, gegenüber den Mechanismen einer Herrschaftskonstruktion von Wissenschaft achtsam zu bleiben. Gerade Lesben- (und Schwulen-)Forschung tendiere dazu, die eigene Glaubwürdigkeit durch Betonung „ordentlicher Wissenschaftlichkeit“ zu untermauern; sie perpetuiere die „Es geht bergauf“-Saga vom unaufhaltsamen Forschungsfortschritt, instrumentalisieren immer wieder das Nützlichkeitsargument — „unsere“ Erkenntnisse sind gut für die Bewegung, identitätsstiftend für einzelne, etc. — und setze in akademischen Machtspielen allzu gern das Argument ein, lesbische Forscherinnen seien privilegierte Erkennende.³

Bislang am konsequentesten hat Judith Butler scheinbare Selbstverständnisse, „als Lesben“ wissenschaftlich und/oder politisch zu sprechen, demontiert:

Als Lesbe zu schreiben oder zu sprechen, erweist sich als paradoxe Erscheinung (des) „Ich“, weder wahr noch falsch ... Vor meinem Vortrag beim Kongreß über Homosexualität in Yale 1989 ertappte ich mich dabei, meinen Freund/inn/en zu sagen, ich stünde im Begriff, nach Yale zu fahren, um eine Lesbe zu sein. Das bedeutete natürlich nicht, daß ich vorher keine war, sondern daß ich, sobald ich in diesem Kontext sprach, in einem durchgängigeren und totaleren Sinn lesbisch war ... Wann und wo kommt mein Lesbischsein ins Spiel, wann und wo konstituiert dieses „Lesbisch-Spielen“ etwas, was ich bin?⁴

„Der Freundin?“ Diskursanalytische und differenztheoretische Überlegungen ziehen sich durch den Beitrag von Sabine Hark, „Einsätze im Feld der Macht: Lesbische Identitäten in der Matrix der Heterosexualität“. Die Autorin dechiffriert die Kanonisierung der Parole „Feminismus die Theorie, Lesbianismus die Praxis“ paradigmatisch für die Setzung lesbischer Identität als „magisches Zeichen“ der Neuen Frauenbewegung. Sabine Hark problematisiert eine Selbstpositionierung des Lesbischen als des vorgeblich „ganz Anderen“ der (Institution) Heterosexualität und plädiert, in Anlehnung an Judith Butler und Teresa de Lauretis, für Identitätspolitik als deviante Lesart von Herrschaftsdiskursen.

Eine mögliche Anschlußlektüre wäre hier der Beitrag von Dorelies Kraakman zur Institutionalisierung von Gay and Lesbian Studies in den Niederlanden (Rubrik „Aktuelles und Kommentare“). Dorelies Kraakman zeichnet wissenschaftshistorisch und wissenssoziologisch die Differenzierung verschiedener Strömungen der Frauenfreundschafts- und Lesbenforschung(en) nach. Ihre Analyse der Konzepte zu frauenidentifizierter Kultur, Homosozialität, nicht-weiblichen Identitätswürfen und homosexuellen Differenzen verweist

³ Celia Kitzinger, *The Social Construction of Lesbianism*, London/Newbury Park/Beverly Hills/New Delhi 1987, 1—31.

⁴ Judith Butler, *Imitation and Gender Insubordination*, in: Diana Fuss Hgin, *Inside/Out. Lesbian Theories, Gay Theories*, New York/London 1991, 13—31, 13 und 18. (Übersetzung: Hanna Hacker)

auf aktuelle Kontroversen im Essentialismus/Konstruktivismus-Streit sowohl in den Zentren der akademischen Welt als auch innerhalb der Lesben- und Schwulenforschung. Einige parallele Entwicklungen in der (Selbst-)Repräsentanz minoritärer Identitäten in „der“ Wissenschaft und in „der“ Bewegung skizziert weiters Anette Baldauf in ihrem Bericht über den „American Dream Women's Studies“.

Steht „lesbische“ Identität zur historischen und kulturellen Disposition, so erhebt sich folgerichtig die Frage nach der Gültigkeit des Konzeptes „Frau“: Im Rezensionsteil nimmt Herta Nagl-Docekal kritisch zu Judith Butlers „Unbehagen der Geschlechter“ Stellung, und Helga Pankratz vermittelt in ihrer Besprechung von Sabine Langs Buch „Männer als Frauen — Frauen als Männer“ ethnologische Annäherungen an Berdaches, das „dritte“ bzw. „vierte“ Geschlecht in nordamerikanischen Stammeskulturen.

Biographische Zugänge zu „Der Freundin“ haben mehrere Autorinnen dieses Heftes gewählt.

Rosa Zechner widmet sich dem Topos der Frauenfreundschaft im Werk der österreichischen Schriftstellerin Betty Paoli (1814—1894) und spürt der Binnenstruktur ihres Freundinnenkreises, besonders aber dem Alltag der Lebensgemeinschaft Betty Paolis mit Ida Fleischl-Marxow nach.

Margit Göttert analysiert zentrale Aspekte der politischen und erotischen Kultur im gemäßigten Flügel der deutschen Ersten Frauenbewegung am Beispiel der Beziehung Helene Lange/Gertrud Bäumer.

Hannelore Cyrus befaßt sich mit einem Beziehungsgeflecht unter Lehrerinnen in Bremen an der Wende von der Weimarer Republik zum Nationalsozialismus, die im Kontext gemeinsamer beruflicher und standespolitischer Interessen und gemeinsamer Geselligkeit politisches Kabarett für Frauen unter der „Leiterin“ Meta E. Schmidt gestalteten.

Diese Beiträge können zu Irene Stoehrs Thesen zum Verhältnis zwischen Frauenbeziehungen und Modernisierung (Rubrik „Aktuelles und Kommentare“) in Beziehung gesetzt werden. Gehen „diffuse“ Frauenzusammenhänge — Freundinnennetze, -kreise, -zirkel — tendenziell verloren, während das „Paar“ funktionell für gesamtgesellschaftliche Modernisierungsprozesse seit dem späten 19. Jahrhundert wird? Und welche Konzepte zur Analyse von Paar-Formationen lassen sich auf historische Konstellationen unter Frauen anwenden: die *Boston Marriage*, die *Affidamento*-Beziehung, die *Butch-Fem*-Konfiguration, das „prüde“ oder „sexuelle“, das „romantische“ oder „lesbische“, schließlich das „symbiotische“ Paar?

Imaginationen geschlechtlicher Ordnungen und reale weibliche Mittäterschaften im Nationalsozialismus thematisiert Ursula Huber anhand der politischen und beruflichen Biographie und der Frauenfiguren in den Romanen von Grete Urbanitzky (1891—1974). Im Rezensionsteil schließt hier Johanna Gehmacher mit ihrer Besprechung von Claudia Schoppmanns Studie „Nationalsozialistische Sexualpolitik und weibliche Homosexualität“ an.

Heterozentrismen bzw. Androzentrismen in frühgeschichtlicher Forschung konturieren Gabriele Meixner in ihrem Beitrag über die

Repräsentanz von Frauen und Frauenpaaren im Symbolsystem urgeschichtlicher Kulturen und Eva Ptak-Wiesauer in ihrer Rezension des von Beate Wagner-Hasel herausgegebenen Sammelbandes „Matriarchatstheorien der Altertumswissenschaft“.

Die Heftbeiträge in „Der Freundin?“ spiegeln zugleich einige thematische und methodologische Absenzen in der historischen Frauenfreundschaftsforschung im deutschsprachigen Raum wider: Eine intensivere Beschäftigung etwa mit Verhältnissen unter Frauen vor dem „ergiebigem“ 19. Jahrhundert oder mit theoretischen Ansätzen anderer als US-amerikanischer Provenienz wäre anzuregen.

Eine letzte editorische Notiz betrifft die Bildebene dieses Heftes: In welchen Bildern, in welchen graphischen Symbolen sind zwischenfrauliche Bindungen oder auch Transzendierungen normierter Weiblichkeit zum Ausdruck zu bringen? Wir haben uns für die traditionelle Bildersprache der Porträts und der „figürlichen“ Darstellung entschieden, obwohl Denkbewegungen der Frauenfreundschafts- und Lesbenforschung zunehmend „abstrakt“ illustriert zu werden pflegen. Den Irritationen geschlechtlicher (De-)Konstruktion besonders angemessen scheinen häufig Vexierbilder mit optischen Täuschungseffekten in der Tiefendimension; Variationen von Christian Escher-Graphiken und Möbius-Schleifen, die real nicht sein können, auch der verschlungene Knoten, der „gerade in der Einfachheit seines mehrfachen Öffnens und Schließens, Oben und Unten, Innen und Außen die Drehungen und Wendungen jeder sexuellen Identitätsformierung veranschaulicht“.⁵

Hanna Hacker

⁵ Diana Fuss, *Inside/Out*, in: *Dies., Inside/Out*, wie Anm. 4, 1—10, 7. (Übersetzung: Hanna Hacker)

